

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

6.8.1933 (No. 32)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 32



6. Aug. 1933

Anna Maria Kenner / Franziska Sibylla Augusta,  
Markgräfin von Baden.

(Vortrag, gehalten bei der Gedächtnisfeier des Historischen Vereins für Mittelbaden in der Raßtatter Schloßkirche am 9. Juli 1933.)

Ehrfurcht, jenes oberste Gesetz für alle menschliche Erkenntnis, ist Bedingung für jegliche Darstellung des Lebens- und Charakterbildes einer geschichtlichen Persönlichkeit. Wie kann ein Moderner dem Kinde eines vergangenen Jahrhunderts, einer anderen Landschaft oder eines andern Stammes, einer andern sozialen Schicht oder Geistesrichtung ganz gerecht werden? Haben die Werte, die wir aus unserem Gegenwartsgefühl setzen und mit denen wir messen, ewige Gültigkeit? Dürfen wir ein Menschenleben, das schon längst jenseits unserer menschlichen Bedingungen entrückt ist, herabziehen in die Sphäre unserer engen Urteile?

Wenn wir ein geschlossenes Bild der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden, geborener Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, erhalten wollen, so gilt es, eine Synthese zu finden aus den Daten der Geschichtswissenschaft und dem, was aus dem Formenschatz ihres überlieferten Werkes zu lesen ist. Aus Bildern und Bauwerken hat auch die Volkssage um die merkwürdige Frau ihre Erzählungen genommen; von dem üppigen Phantasiegeranke muß mancher wuchernde Trieb abgeschnitten, dafür aber am Bilde der historischen Erscheinung mancher Zug, von den Dokumenten vermittelt, hinzugefügt werden.

Zeugnisse für die Menschlichkeit der Markgräfin, für ihren Charakter, ihr Temperament, ihre Weltanschauung sind ihre Briefe, die zum größten Teil in München im Geh. Hausarchiv und im Staatsarchiv aufbewahrt werden. Aus diesen Quellen hat Elisabeth Weiland ihre Darstellung geschöpft.<sup>\*)</sup> Der umfangreiche Briefwechsel im Familienkreis, mit den führenden Persönlichkeiten des Reiches und der deutschen Einzelstaaten, mit der hohen Geistlichkeit, beleuchtet die Stellung der Fürstin nach allen Seiten. Das Erleben ihrer Jugendjahre spiegelt sich in den Briefen an ihren Großvater mütterlicherseits, den Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach; von Regenten- und Vormundschafssorgen bis zum Rande erfüllt, ist die Korrespondenz mit Kurfürst Max Emanuel II. von Bayern und Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz. Probleme des eigenen Innenlebens und menschlichen Fortschritts sind Gegenstand des Schriftwechsels mit ihrem Freunde und Berater Damian Hugo von Schönborn — verloren sind leider die Briefe an ihren Gatten.

Franziska Sibylla Augusta wurde am 27. Januar 1675 als zweite Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg und seiner Gemahlin Maria Hedwig Augusta von Pfalz-Sulzbach geboren. Als sechsjähriges Kind verlor sie und ihre drei Jahre ältere Schwester Anna Maria Franziska die Mutter. Der Vater weilt als Oberbefehlshaber über die kaiserliche Kavallerie meist fern von den Kindern, die von Fremden erzogen, viel sich selbst überlassen und deshalb früh selbständig waren. Die Erzieherin, Gräfin Polixena von Berschowitz, scheint intrigant und berechnend gewesen zu sein; erst der Türkenlois als Freier um die jüngere Prinzessin vermochte ihrem

Einfluß zu begegnen. Die geistige Erziehung der Prinzessinnen lag in den Händen der Piaristen, eines seit 1621 bestätigten Schulordens, der von Italien nach Böhmen gekommen war und seine gegenreformatorischen Ziele nicht auf dem Wege des Kampfes, sondern der Erziehung anstrebte.

Im Jahre 1689 stirbt der Vater, und um die beiden jungen Mädchen entspinnt sich eine Heirats- und Erbschaftspolitik, die alles befeuert, wenn nicht der Kaiser Leopold I. selbst, auf eine lehrwillige Verfügung des Vaters hin, die Prinzessinnen in seinen Schutz nähme. Es stellen sich auch bald Bewerber mit Erbansprüchen auf das Herzogtum ein; die beiden Prinzessinnen wehren sich und berufen sich auf ihr Recht der weiblichen Erbfolge; aber der Erbfolgestreit findet erst ein Ende mit der Sequestrierung des Landes durch den Kaiser. Es verbleiben den beiden Mädchen immerhin noch ihre böhmischen Güter, die groß genug sind, ihre Eigentümerinnen zu begehrten Partien zu machen. Die Ansprüche der Älteren an ihre Bewerber sind grenzenlos; den Prinzen Eugen von Savoyen, den damals noch nicht sein späterer Ruhm überstrahlt, schlägt sie aus. Der Ruhm des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, des Türken siegers, den sie nach dem Willen des Kaisers ehelichen soll, hätte ihrem Ehrgeiz genügt. Aber der sechsunddreißigjährige, welterfahrene Mann wählt die jüngere, stillere, noch kindliche Sibylla Augusta aus Neigung des Herzens.

Auf dem böhmischen Besitztum Schlackenwerth, das ihr bei der Erbteilung zufiel, verlebt Sibylla ihre beiden ersten Ehejahre. Sie sind sehr still, denn der Markgraf kämpft gegen die Türken, und das junge Herz bebt in der Einsamkeit um den Helden, der mit der Gewalt des Gestirns ihr Leben in die eigene Schicksalsbahn zog. Sie vernimmt seinen Sieg bei Splankamen im Jahr 1691, wie man ein Heldegedicht liest, und der einzige Wunsch, den sie hegt — er möchte Weihnachten bei ihr sein. Aber sie trifft ihn erst wieder im nächsten Frühjahr am Wiener Hofe, der ihr neu, fremd und schwer verständlich ist. Sie hat noch ihre ganze Jungmädchenunbefangenheit, aber sie fühlt, daß ihr angebeteter Mann trotz seines Ruhmes Schwierigkeiten hat. Die Damen des Hofes lächeln über ihre unbehüllte Begeisterung für ihn; sie fühlt sich unbehaglich, und sie verläßt im Juni 1702 Wien, um den Gatten nach Raab an der Donau zu begleiten. Von dort aus bricht der Markgraf, gerade von der Grippe genesen, im Herbst wieder auf ins Feld.

Der defensiv Feldzug von 1692 ist bald beendet; wiederum trifft Sibylla den Zurückkehrenden in Wien, reist von da aus nach Schlackenwerth, wo beide auf eine wichtige Entscheidung harren. Es fragt sich nämlich, ob der Markgraf nach Ungarn geschickt werden soll oder ins Reich — „wollte Gott, ins Reich“, schreibt die junge Frau. Ihr Wunsch wird Wirklichkeit. Sie begleitet den Gemahl nach Nürnberg. Dort verhandelt Ludwig Wilhelm mit dem fränkischen Reichskönig; er soll nun die Truppen des schwäbischen und fränkischen Kreises gegen den Feind im Westen, die Franzosen, führen. Nach Eßlingen, Heilbronn, Wimpfen zieht Sibylla mit; sie erlebt auch das Unglück mit: die Franzosen wagen keine Schlacht, aber ihr verwüstender Rückzug

<sup>\*)</sup> Elisabeth Weiland: Franziska Sibylla Augusta, Markgräfin von Baden. Diss. Freiburg 1922.



ist so schlimm wie 1689. Der Markgraf kann sein hadisches Land nicht verteidigen wegen der schlechten Verpflegung und der mangelhaften Disziplin im Heer. In diesen Tagen lerzt Sibylla vor ihm zittern.

Kurz nach Weihnachten 1693 reist der Markgraf in politischer Mission nach London an den Hof König Wilhelms III. von Oranien und kommt im März 1704 erfolgreich zurück. Für den Markgrafen bringen die nächsten Jahre den Stellungskrieg zum Schutze der Rheingrenze, unermüdlige Arbeit an der Reform des seit dem Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Heerwesens, den erbitterten Kampf gegen die Intrigen des Wiener Hofes und eine Reihe von politischen Aktionen bei der Kandidatur auf den 1696 erledigten polnischen Thron. Um dafür die Geldmittel aufzubringen, verpfändet er die böhmischen Besitzungen seiner Frau, aber das Unternehmen schlägt fehl.

Sibylla aber wird nun vor eigene Aufgaben gestellt: im November 1694 wird sie zum erstenmal Mutter. Der freudig begrüßte Sohn, dessen Pate der König von England ist, stirbt nach wenigen Monaten. Die Jahre 1694—1701, für Ludwig Wilhelm höchst bewegt, sind für Sibylla sehr still. Fünf Kindern schenkt sie in diesen Jahren das Leben, und fünf Kinder begräbt sie, und die kleinen, rasch hinweggerafften Seelchen bleiben ihrer Erinnerung wie die Genien der Stätten, wo sie in der Wiege, wo sie im Grabe ruhen. Geduldig wandert die junge Frau mit, wohin in diesen Wanderjahren ihr Gatte zieht.

Nach dem Frieden von Ryswyk 1697 sinnt Ludwig Wilhelm auf einen festen Wohnsitz in seiner Heimat; er ist vierzig und darüber und hat die Ruhelosigkeit satt. Die jahrelange doppelte Hofhaltung ist kostspielig; Sibylla leidet sichtlich unter dem kraustraubenden Ortswechsel; sie lebt jetzt ganz einfach in Ettlingen, wo im Juli 1702 der Erbprinz Ludwig Georg zur Welt kommt. Die Freude der Eltern ist groß, aber verhalten; zu viel des Unglücks ist in der Welt umher. Das hadische Land hat entsehrlich unter den Franzosen gelitten; die Wunden des Krieges zu heilen und dem Land durch die Anwesenheit des Fürsten vor allem das Gefühl der Geborgenheit zu geben, ist des

Markgrafen einziger Wunsch. Baden ist Grenzland, und er sieht, als 1701 der spanische Erbfolgekrieg ausbricht, die Sicherheit in der Befestigung und Verteidigung. Ein Angriffskrieg ist nicht möglich, obwohl Habsburgs Interessenpolitik ihn dazu drängen möchte und der Kaiser seinem verdienstesten Feldherrn sogar mit Einziehung der böhmischen Güter droht. Der Markgraf tut, was in seinen Kräften steht; er legt Linien an, Verschanzungen, die einer geschickten Defensivstrategie dienen sollen. Er ist auch nicht mehr der fühne Angreifer, der alles wagt; er wägt vielmehr, denn auf der Waagschale liegt das Schicksal Badens.

In die ersten Kriegsjahre fällt die Geburt der vier Kinder, denen ein längeres Leben bestimmt war; 1703 wird Prinz Wilhelm geboren, der allerdings 1709 stirbt, 1704 die Tochter Augusta Maria Johanna, und als letztes Kind 1706 August Georg, der spätere letzte Markgraf von Baden-Baden. 1705 erst siedelte der Markgraf mit seiner Familie endgültig nach Rastatt über, und von seinen Söhnen erblickte nur der Jüngste das Licht der Welt in dem Schlosse, das er doch weit über die Dauer seines Lebens hinaus für sein Haus erbaut hatte. Die Markgräfin, die an den Plänen lebhaftesten Anteil genommen hatte, machte jetzt erst recht ihren Einfluß geltend, da es sich um die Ausstattung und Einrichtung handelte. Dies Wählen von Farben und Formen, die Freude an schönen Stoffen und hübschen Möbeln, das prüfende Schreiten durch einen neu einzurichtenden Raum mag in diesen Jahren ihre einzige Erholung gewesen sein, denn neben den vier unmündigen Kindern belastete sie die Sorge um den Gatten. Des Markgrafen Gesundheit war durch die Feldzüge zerrüttet, er litt an Nschias und Gicht; sein Gemüt war düster geworden durch manche Bitterkeit, die er vom Kaiser erfahren und die seine Herrschernatur nicht überwinden konnte. Schwer zufriedenzustellen, eigensinnig und heftig, so schildern ihn die zeitgenössischen Berichte, und niemand litt mehr unter solchen Härten seines Temperaments als die Markgräfin. Im Jahre 1707 schon starb Ludwig Wilhelm vorzeitig und enttäuscht an den Folgen einer Wunde, die er drei Jahre vorher in der Schlacht am Schellenberg empfangen.

(Schluß folgt.)

## P. A. Schmidt / Der Jugendfreund

Eines Tages kam er, unangemeldet und sichtlich erstaunt, daß ich in ihm nicht sofort meinen besten und einzigen Jugendfreund wiedererkennen konnte. Ich erinnerte mich nicht, diesen Menschen jemals gesehen zu haben, aber vielleicht war es nur sein Aufzug, welcher meiner Erkenntnis hindernd im Wege stand und ich beschloß, den Freund bei Licht zu besehen. Zuerst mußte ich zwar sein Fahrrad unterbringen, um zu verhindern, daß er es mit in die Wohnung nahm, denn er lebte in dem Wahn, das kostbare Rad könnte ihm gestohlen werden. Gleichfalls mit Zwang mußte ich ihn aus seinem Regenmantel schälen, von welchem das Wasser in Bächen herabließ. Ihm auch noch seinen Rucksack und Stod zu entreißen, gelang mir leider nicht, und so mußte ich mit ansehen, wie er mit seinen nassen Stiefeln breitspurig auf unserem besten Teppich stand, während sich die Spitze seines Stodes, jedenfalls um ihm Halt zu geben, durch den Teppich in den Fußboden bohrte.

Da er mich sofort duckte, blieb mir nichts übrig, als daselbe zu tun, denn ich wollte mich nicht blamieren. Daß er mein Vorleben kannte, zeigte mir einige seiner Anspielungen, und ich tat nun so, als ob ich nie einen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß „Er“ es tatsächlich sei.

„Willst du nicht lieber deinen Rucksack ablegen und es dir bequem machen,“ wagte ich zu bemerken, als sich die Spitze seines Stodes immer tiefer in meinen Teppich bohrte, „oder wenigstens diesen Stod hier.“

„Den Rucksack kann ich nicht aus den Augen lassen,“ krächte er heiser, „unersehrliche photographische Aufnahmen — du verstehst.“ „Du photographierst,“ rief ich, nun wirklich ehrlich begeistert. „Weißt du, ich hätte schon lange gerne einmal eine Aufnahme von unseren Kindern!“

„Was, Kinder hast du auch noch,“ herrschte er mich an. „Und das hast du mir bisher verschwiegen! Kinder photographiere ich überhaupt keine, höchstens wenn sie die Zunge herausstrecken, dann sind sie nämlich am natürlichsten!“

Leider störte hier meine Frau das eben ins Philosophische sich wenden wollende Gespräch bezüglich Kinder, langer Zungen und photographischer Aufnahmen.

Im Begriff, den Fremdling als meinen Jugendfreund Karl Lang vorzustellen, nannte er gottlob meiner Frau gegenüber seinen Namen: „Heinrich Kurz.“

Kurz oder Lang, dachte ich im Stillen, je kürzer, desto besser. Mit diesem Namen konnte ich freilich auch nicht viel anfangen und das Rätselraten ging weiter.

Es war klar, daß der „Liebe Jugendfreund“ bei uns übernachten mußte, nachdem er erklärt hatte, die Gasthausbetten seien ihm alle zu kurz und das Essen in den Wirtschaften könne er überhaupt nicht ertragen, da er magenleidend sei.

Wir fanden das riesig bedauerlich, und meine Frau wollte ihm zum Nachtessen einen Grießbrei kochen, was er jedoch energisch ablehnte: „Ich werde Ihnen einiges aufschreiben, so ein paar leichte Gerichte,“ meinte er zu meiner Frau. „Und dann muß ich viel essen, wissen Sie, wegen meines Magens!“

Nach einigen Minuten bereits fühlte sich der Freund bei mir wie zu Hause, wie er mir selbst versicherte. Ich merkte es daran, daß er sich gesieffelt und gesponnt auf unserem neuen Diwan ausstreckte und mir dabei einen Vortrag über Wegschnecken und Kreuzspinnen hielt, die es in der hiesigen Gegend, wie er bereits festgestellt habe, in Menge und in ganz außergewöhnlichen Exemplaren gebe.

Da ich mich nun für Wegschnecken überhaupt nicht interessiere und Kreuzspinnen zu den unangenehmsten Geschöpfen gehören, die ich mir vorstellen kann, konnte ich seine Begeisterung über das Vorkommen dieser seltenen Tiergattungen in unserer Gegend leider nicht teilen. Vergeblich versuchte ich, ein anderes Thema anzuschlagen, er aber blieb hartnäckig bei seinen so geliebten Geschöpfen, und erst als das Nachtessen aufgetragen wurde, kam er auf realere Gedanken. Seinem Appetit nach war sein Magenleiden sehr erheblich, denn ein Mensch mit normalem Magen wäre sicherlich bei dieser Ueberfütterung zugrunde gegangen.

Die Kinder, die einzeln angetrudekt kamen, begrüßten den neuen Onkel mit der nötigen Zurückhaltung und anfänglicher Scheu, da er jedoch eine merkwürdige Art hatte, mit Kindern zu reden, mußte ich sie, um ein völliges Lusttauen zu verhüten, bald ins Bett schicken.

Die Kinder waren ihm zu zahm, er vermählte an ihnen die natürliche kindliche Freiheit. Kein einziges hatte ihm die Zunge herausgestreckt, und auf dieses Symbol echter Kindlichkeit hatte er doch nur gewartet.

Nach dem Essen war ich leider gezwungen, den zweiten Teil des Vortrages über das Liebesleben der Wegschnecken und die Vererbungslehre bei den Kreuzspinnen mitanzuhören, was zur Folge hatte, daß mich in der Nacht ein juchzendes schneckenähnliches Alpdrücken um Schlaf und Verstand brachte.

Leider gefiel es dem Freund bei uns jeden Tag besser, indes gelang es mir aber im Laufe der Zeit, ihm gesprächsweise sozusagen die Würmer aus der Nase zu ziehen, und so erfuhr ich endlich, daß er der jüngere Bruder eines Freundes meines Freundes war, der vor ca. 28 Jahren einmal 3 Klassen unter mir dieselbe Schule besucht hatte wie ich. Dies wäre nun freilich hinreichend Grund gewesen, dem Freund die Freundschaft zu kündigen, aber als gesitteter Europäer brachte ich es nicht über mich und ich trug mich im Stillen mit dem Gedanken, mir eine größere Wohnung zu suchen, falls der Freund seinen Besuch noch auszudehnen geruhte. Da er oft von dem vielen Geld sprach, welches er beim Ableben seines Vaters geerbt hatte, keimte die leise Hoffnung in mir auf, er werde sich beim Abschied irgendwie erkenntlich zeigen. Es war klar, daß ich als der Gastgeber alles bezahlte, so da waren: Straßenbahn, Frühkochen, Taxi, Kosten und Verpflegung für Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, Trinkgelder usw.

Inzwischen war der Freund nicht müßig, 10—12 Rollfilme und ein paar Duzend Platten hatte er bereits verknüpft, und sich dabei roter, grüner und gelber Filter bedient, die er in je 3 verschiedenen Stärkegraden besaß und immer von einer Westentasche in die andere steckte. Ich wäre dabei verrückt geworden, aber ihm schien dies zu liegen.



Was er alles fotografierte, ist eigentlich kaum zu beschreiben und war bisher meinen unschuldigen Blicken völlig entgangen. Blumen, Gräser und Kräuter, Wasserpflanzen, abgefallene Erbsenschwänze, Berge mit und ohne Bäume, Briefmarken und Pilze, kurz, alles, was ihm vor die Linse kam, wurde erschossen. Jeden Tag fand er neue Motive und Sachen, die ihm sonstwo noch nirgends begegnet waren.

Wer weiß, wie lange er es noch bei uns ausgehalten hätte, trotzdem mein Bankkonto bereits überzogen war und kein Bäcker oder Metzger mir noch etwas pumpen wollte, hätte sich nicht an einem „schönen“ Regentage folgendes ereignet:

Als der Onkel auf dem Sofa schlief (in den Straßenschuhen natürlich, wie üblich), fand unser Jüngster den sonst so sorglich gehüteten Rucksack mit den roten, grünen und gelben Filtern, unentwidelten Platten, einem Selbstauslöser und einem Lichtmesser.

## Toni Rothmund / Wenn der alte Mensch zerstäubt / Novelle

(Schluß)

„Ach, sehr einfach! Alex wollte eine Autofahrt mit mir machen, und ich hatte nur mein Frühjahrskostüm an. Unterwegs waren wir schon, und er sagte: Ich fahre bei Euch vor und du holst rasch deinen Pelz. Ich sprang herein, da hing dein Pelz. Männer mögen nicht warten, das weißt du ja. Ich nahm also rasch deinen Mantel, ich wollte es noch dem Maieli sagen, aber es war nicht da. Und dich hörte ich spielen im Musikzimmer, und ich freute mich darüber, weil du doch schon so lange nicht mehr gespielt hast. Da mocht ich dich nicht stören und dachte, ich komme rasch vor dem Konzert nochmal her und bringe dir den Pelz zurück. Und nun höre ich diese Geschichte, daß ein Unschuldiger verdächtigt worden ist. Ich habe die Sache gleich in Ordnung gebracht und sofort an den Lohnhof telephonierte, daß sie den armen Schelmen laufen lassen. „Was ist dir, Mutter, wo willst du hin?“

„Auf den Lohnhof!“ rief Hanna herbei. „Abbiten. Gutmachen.“ „Mutter, um Gotteswillen, bleib, du bist ja außer dir.“ Mit einem verzweifelten Gesicht sah Hanna die Tochter an. „Ruth, wenn du noch einen Funken Liebe für mich in dir hast, dann laß mich gehen und halte mich nicht auf.“

Da legte Ruth der Mutter den Pelzmantel um, der brannte wie ein Messushemd. Sie rannte hinaus, rief das nächste Taxi und ließ sich zum Bahnhof fahren.

Als sie ankam, fuhr gerade das Polizeiauto ein, das den Musikanten über die Grenze gebracht hatte. Ein Schmerzensgeld, das ihm der Doktor Schaler als Entschädigung für die unschuldig erlittene Unbill angeboten, habe er abgelehnt.

„— nicht ericht noch ä Schlotze gfi —“ lächelte der Wachtmeister. Hanna sagte mit zerprunger Stimme: „Telephonierte an die Grenzstädte und Dörfer. Ich ertrag es nicht, daß man dem Menschen Unrecht getan und ihn dann aus dem Lande gejagt hat. Ich muß noch einmal mit ihm reden. Ich wills gutmachen.“

„Weit kann er allweg nicht gekommen sein ohne Geld“, sagte der Wachtmeister. Er hielt diese Sache für übertrieben, aber weil es die Frau zur Mühsen war, und vielleicht, weil er sich seines Mißgriffes ein wenig schämte, willigte er ein. Es dauere aber natürlich längere Zeit, bis man überallhin Anschluß habe. Der Bettler könne sich von der Grenze aus nach verschiedenen Richtungen gewandt haben, wenn es auch am wahrscheinlichsten sei, daß er sich nach Lörrach gewandt habe. Dort wolle er nun zunächst an die Herberge telephoniieren.

Hanna zur Mühsen sagte, daß sie warten wolle. Man solle sie in den Raum führen, wo der Gefangene gefessen habe.

Darin seien schon wieder neue Gäste, lächelte der Wachtmeister. Das mache nichts.

Sie wurde in ein kahles, ungeheiztes Gefäß geführt. Bänke liefen an der Wand entlang, in der Mitte stand ein tannener Tisch. Da saß ein Trunkener, eine Dirne, zwei Obdachlose und ein altes Weiblein, das vor den Mißhandlungen ihres rüden Sohnes hier Schutz gesucht hatte, und unaufhörlich zitterte.

Zwischen ihnen die Frau im Pelzmantel.

Sie sah weiß und starr zwischen den Unglücklichen. Sie trug eine Brandwunde im Herzen, die jagte ihr Fieberschauer über den ganzen Leib. Das war sein letzter Blick.

Wenn sie hundert Jahre alt würde, niemals würde dieser Blick aufhören, zu brennen.

„Er muß mir verzeihen. Er muß mir das von der Seele nehmen. Ich will hintreten vor ihn und bitten, daß er verzeiht.“

Der Beamte trat wieder ein.

In Lörrach war der Bagabund nicht, wenigstens nicht in der Herberge. Er habe aber Auftrag gegeben, daß man nach ihm forsche. Zunächst werde man sich nun an das Grenzdorf Weil am Rhein wenden müssen.

„Tun Sie es“, sagte Hanna.

Wie hatte es nur gesehen können, daß sie ihn so schnell verzeiget hatte? Warum hatte sie ihm nicht geglaubt, trotz der Schwere des Verdachts?

Der Bettler war auch in der Weiler Herberge nicht aufgetaucht. „Weiter suchen —“, gebot Hanna.

Nach seinem Erwachen hatte der „Onkel“ dann reichlich Gelegenheit, den natürlichen Instinkt meiner Kinder kennen zu lernen und den Glauben an ihre Wohlerzogenheit, die er mir immer vorwarf, endgültig aufzugeben. Die Filter lagen in Scherben auf dem Boden, dem „Autoklips“ war der Kragen abgedreht, die Platten mit den Schnecken- und Ringelnattermotiven waren aus ihren Kassetten geholt und dem ihnen so abholden Tageslicht ausgesetzt worden, während das Stativ zur Kamera aufgestellt und mit einem Teppich behangen als Indianerzelt gedient hatte.

Als der Onkel tobte, erhob sich unter dem Zelt ein Indianergeheul, und ich will nicht beschwören, ob hierbei nicht einige der so längst vermischten langen Zungen zum Vorschein kamen. Leider dürfte in diesem Augenblick der Photo nicht manövriert gewesen sein.

Am selben Tage noch reiste der Jugendfreund ab mit unbekanntem Ziel. Nie wieder hat er etwas von sich hören lassen, und ich bin ihm auch nicht böse darum.

Zwei Stunden sah sie im Lohnhof. Während dieser zwei Stunden, wo sie Gericht über sich hielt, erkannte sie deutlich die Zweigeteiltheit ihrer Natur. Ihre Seele hatte 25 Jahre lang geschlafen. Während dieser 25 Jahre hatte sie gelebt wie eine rechtschaffene, nüchterne, ehrbare Bürgerfrau. Dann war das Neue gekommen, das Gewaltige, war wie ein Sturm über sie hingebraust.

Aber es hatte nicht standgehalten. Es kam der Rückschlag. Die 25 Jahre, die sie gelebt hatte — die standen gegen sie auf.

Wie sie so dasah und wartete, erkannte sie, daß sie nun zu wählen habe zwischen den beiden Seiten ihres Ichs. Entweder sie fand sich wieder in ihr früheres Leben zurück. Sie versuchte die Stunde und den Mann zu vergessen, und zu leben wie vordem als die stolze, unantastbare, unantastbare Aristokratin, die sie gewesen war.

Aber schon, während sie versuchte, dies ins Auge zu fassen, mußte sie, daß es unmöglich sein werde. Jetzt ging das nicht mehr. Jetzt, nachdem Schuld und Scham und Schicksal in ihr Leben eingedrungen war — und sie in ihren Strudel gerissen hatten.

Dann aber galt es Schluß zu machen mit diesem Leben, das falsch und verlogen war, dann galt es abzutreten von einem Platz, der ihr nicht zukam.

Auch Petrus war nicht zu seinen Fischertähnen zurückgekehrt, — auch Petrus mußte den Hahnenschrei, den letzten Blick seines Herrn, das Bewußtsein seiner nicht wieder gutzumachenden Schuld mit sich in das Leben hinaus nehmen.

Der Beamte kam, zuckte die Achseln, es sei nichts zu machen. Der Bettler sei wie vom Erdboden verschluckt. — Da stand Hanna auf — und mit einer seltsam irren Bewegung legte sie den Pelz ab und legte ihn dem schlatternden Weiblein um. — Ehe das Altchen sich wehren konnte, war sie schon gegangen.

Sie ging zu Fuß zurück. Wind pfiß über die Plätze, ein eisiger Nordwind.

Auf dem Barfüßerplatz war eine kleine Volksversammlung. Gitarrengeklirper, dünne Stimmen sangen ein halb militärisches, halb geistliches Lied im Bänkelsängerton — die Heilsarmee.

Als Frau, die den Wohltätigkeitsorganisationen der Stadt vorstand, war ihr das großartige Liebeswerk der Heilsarmee gut bekannt. Sie selbst pflegte ihr jährlich eine erhebliche Summe zu spenden, wenn sie auch, wie alle Leute, über das oft groteske Auftreten der Heilsoldaten immer gelächelt hatte. Jetzt blieb sie bei ihnen stehen.

Diese Heilsoldaten waren die armeligsten Gestalten, die man sich denken konnte, aber sie trugen ihre Uniform mit einer wahrhaft großartigen Würde. Im bürgerlichen Leben waren sie vielleicht kümmerliche, unbedeutende Existenzen. Aber in der Armee des Herrn gilt das alles nicht. Da sind andere Rangstufen im Brauch, es wird mit anderem Maß gemessen.

Sie erteten wie immer einige Münzen — der Bassler ist freigiebig in den Dingen, die der Allgemeinheit dienen — und außerdem wurde ihnen sehr viel Hohn zuteil. Es waren nicht die besten Elemente, die ihren sonderbaren Gesängen lauschten. Man hielt sie unverhohlen zum Narren. Aber das kümmerte sie nicht. Sie sangen ruhig weiter — für den Herrn Jesus und für die verlorenen Seelen. Und damit sie die höhnischen Gesichter nicht sahen, hatten sie die Augen fest geschlossen.

Hanna legte ihre Börse in die ausgestreckte Hand der Frau, die den Kriegsruf verlaute. Das Gesicht der Soldatin leuchtete auf. „Sie geben es für den Herrn Jesus“, sagte sie.

Als Hanna sehr spät am Abend heimkehrte, brannte im ganzen Hause noch Licht. In der wöhllich durchwärmten Diele sah ihre Tochter mit dem verweinten Häuflein Elend, dem Maieli.

Hanna trat vor die alte Magd hin und sagte: „Maieli, verzeih mir. Ich habe Unrecht an dir getan. Und wenn du willst und es über dich vermagst, dann bleib bei meinen Kindern.“

Ausschluchzend küßte die Jungfer die Hände ihrer Herrin und dankte ihr mit strömenden Tränen.



Hanna schüttelte den Kopf und antwortete nicht. Die Tochter küßte sie auf die Stirn und schloß sich dann in ihr Zimmer ein.

Wenn Ruth und Arnold später sich an die bellommenen Wochen zurückerinnerten, die diesem Tage folgten, so hatten sie das Gefühl, mit einer tief Verwundeten gelebt zu haben, trotzdem Hanna sich über die Ereignisse, die in ihr Leben getreten waren, sich gegen niemanden aussprach. Es schien, als habe sie die Hoffnung, den Verschwundenen noch wieder zu finden, nicht aufgegeben. Sie schrieb viel, rechnete viel, und traf in aller Stille Vorbereitungen zu einer langen Abwesenheit. Es schien, — wenigstens glaubten es die Kinder, daß sie eine Reise plane, um sich von den Eindrücken jenes schicksalhaften Tages zu befreien.

Erst als sie eines Tages die erschütternde Tatsache feststellten, daß ihre Mutter, heimlich und ohne Abschied von ihnen zu nehmen, das Haus verlassen hatte, dämmerte es ihnen auf, daß dies ein Fortgehen für immer sein könnte. Eine Meinung, die ihnen bald darauf einlaufende Briefe Hannas bestätigten.

Sie bat ihre Kinder um Verzeihung, daß sie ihnen diesen Schmerz zufügen müsse, und bat sie, ihr zu glauben, daß sie nicht anders handeln könne. Sie habe ihr ganzes Leben, ihr Vermögen und ihre Arbeitskraft in den Dienst der Heilsarmee gestellt. Der Brief kam aus Deutschland. Der Poststempel war verwischt.

Die Familie geriet vollständig außer sich. Es wurden Schritte unternommen, Hanna zu entmündigen, — da sie aber nur ihr eigenes Vermögen beanspruchte, das ihrer Kinder aber unangetastet blieb, konnte man ihr nichts anhaben.

Ihr Sohn schämte sich seiner Mutter unaussprechlich. Schließlich fand er sich damit ab zu denken, daß sie nicht mehr normal sei. Aber er war noch sehr jung. Es war nicht abzusehen, wie sich dieses Ereignis in späteren Jahren auf ihn auswirken würde. Ruths Bräutigam war verzweifelt. Eine Schwiegermutter, die den Kriegsruf feilsch und lächerliche Lieder sang, das schien ihm ein unvollziehbarer Gedanke.

„Das brauchtest du auch nicht zu fürchten,“ meinte Ruth kühl. „Eine so gewaltige Organisation wie die Heilsarmee wird eine Kraft wie die Mutters an den rechten Platz zu stellen wissen.“

„Am Ende gedenkst du selbst, dich ihr anzuschließen,“ fragte er angeekelt.

„Was ich einmal tun oder nicht tun werde, das kann ich jetzt noch nicht beurteilen. Nur daß ich nicht die Frau eines Mannes werden kann, der meine Mutter verachtet, das weiß ich. Zunächst werde ich Medizin studieren. Vielleicht kann ich Mutter später helfen.“

Es ist schwer zu beschreiben, welches ungeheure Aufsehen der Schritt der Hanna zur Mühlen machte, weit über die Familie, die Stadt Basel, ja über die Schweiz hinaus. In allen Kulturländern der Welt sprach man davon, daß eine Dame der hohen Basler Aristokratie sich der Heilsarmee, dieser halb verachteten, halb geachteten, etwas spleenigen und doch im Grunde gewaltigen Organisation angeschlossen habe. Man sah neugierig unter jeden Hallelujahut, ob man nicht das strenge, schöne Gesicht der Baslerin darunter sehe. Man gab schweigend seinen Beitrag, wenn eine Frau in der Heilsuniform den Kriegsruf feilsch. Man gedachte mit einem uneingestanden inneren Selbstvorwurf an das ungeheure Liebeswerk, das diese Armee des Friedens in der häßlerqualten Welt leistete.

\*

Hanna zur Mühlen aber ging den Demutsweg, den sie sich gewählt hatte, und der sie ein für allemal und für immer von der Vergangenheit abschnitt. Aus der Heilsarmee in das Herrenhaus in St. Alban, den Mühlenhof, gab es kein Zurück mehr.

Sie ging wie eine, die an der ganzen Menschheit schuldig geworden ist. Sie suchte den Einen, den sie verraten und verleugnet hatte, in jedem, der hungert und friert auf den Landstraßen wanderte, sie diente ihm in jedem, dem sie Brot reichte und ein Obdach für die Nacht gab und ein Trostwort für sein bekümmertes Herz. Sie bat ihn tausendmal um Vergebung in jedem, der unverschuldet litt, und sie begriff auch jeden, der sich in eine Schuld verstrickt hatte. —

Den Verlorenen fand sie niemals wieder.

Aber ihre verleugnete und zertretene Seele, die feierte Auferstehung, als sie ihr altes Leben zerbrach und das neue auf sich nahm.

Nur weiter und höher war sie geworden, umfaßte in einem Einzigen die ganze Menschheit und verströmte sich — ein Tropfen Liebe — in dem großen Meer von Leid und Qual der Welt.

## M. Sonneborn / Ein gelehrter Durlacher

Als während des orleanischen Krieges der Franzosenbrand in Durlach wütete, wobei am 16. August 1689 die Stadt und noch andere Städte am Oberrhein in Flammen aufgingen, war auch für das damalige, vom Markgrafen Ernst Friedrich im Jahre 1586 gegründete Gymnasium illustre in Durlach das Ende gekommen. Dasselbe war in dem damals rein protestantischen Durlach hauptsächlich eine Pflanzschule für die evangelische Christenheit und vereinigte mit dem Lehrgebiet unserer heutigen Mittelschulen rein akademische Fächer. An dieser Schule wirkte etwa zehn Jahre der im Jahre 1647 zu Jahr geborene und im Jahre 1674 dorthin berufene Johann Morstatt als Professor der Logik und Präceptor in der obersten Klasse. Derselbe widmete sich auch der Hochschule in Straßburg, hauptsächlich der Philosophie, Theologie und besonders mit dem Studium der orientalischen Sprachen. Infolge seines Eifers und großen Befähigung wurde er, nachdem er früher 9 Jahre das Gymnasium als Schüler besucht hatte, vom Markgrafen Friedrich VI. auf die Hochschule nach Straßburg geschickt, um nach Abschluß des Studiums, als erst Sechszwanzigjähriger, eine der ersten Stellen am Gymnasium in Durlach einzunehmen, was damals eine große Auszeichnung bedeutete, da der Markgraf dafür bekannt war, daß er an die erste Lehranstalt des Landes nur hervorragende Gelehrte auswählte.

Während seiner Professur kam im Jahre 1677 Markgraf Friedrich Magnus zur Regierung, der Morstatt so schätzte, daß er ihm persönliche Aufmerksamkeiten erwies; auch predigte er allwöchentlich einmal am Marktgräflichen Hofe.

Sein Zeitgenosse, Kirchenrat Fecht, berichtet über Morstatt, worüber das Original folge, um einen Einblick in die damals bei Akademikern gebräuchliche Sprachweise zu geben: „Ueber dies Alles ist bei Morstatt eine wahre Gottesfurcht und rechter christlich theologischer Eifer, eine sonderbare Klugheit, von vorhallenden Fällen, ohne praecipitation und affecten zu judicieren und eine amicable conduite mit hohen und niederen umzugehen, so daß er mit Thro Durchlaucht höchstem Nutzen in dem Kirchenrat sitzen und die Kirchen des Landes gubernieren helfen könnte. Er ist auch ein gelehrter Theologus, der mit höchstem Ruhm in Candidatos Ministerii examinieren und in Synodis praesidieren könnte. Summa dieses Mannes Gleichen haben Thro Durchlaucht in dero Landen in Wahrheit nicht. Das Visitationsprotokoll von 1698 besagt: Sein Studium privatum bestehet nebst Lesen der Hl. Bibel, theils in Vernacula, theils in originali Lingua, auch in Lectione B. Chemitii Calixti und Dannhawers Scriptorum theoreticorum, theils aber in Practicis, des Scriberii Meieri, Geieri, auch Speneri, so ist schäd, wann seine Gaben nicht zu

höheren Sachen angewendet werden. Er ist zu mehrem als nur zu einem Special geboren.“

Auch in den damals mit großer Heftigkeit tobenden Religionsstreitigkeiten trat er mit Entschlossenheit für die evangelische Sache ein. Morstatt berichtete hier wiederholt an den Markgrafen Friedrich Magnus, dessen Vorstellungen vorübergehend eine Besserung bewirkten.

Wie aus den Akten im Landesarchiv noch weiter ersichtlich ist, erhielt Morstatt die Pfarrei seiner Heimatstadt Lahr zugeteilt; in seine Amtszeit als Stadtpfarrer und Superintendent fiel der pfälzische Erbschaftskrieg (1686—97), welcher über Baden die schwersten Drangsale brachte. Schon im Jahre 1689 wurden den Beamten und Geistlichen ein Viertel der Besoldung gekürzt. Zu gleicher Zeit litten sie durch Plünderungen, Einquartierungen und Beirübungen aufs schwerste. Nun wurde Morstatt vom Markgrafen aufgefordert, einen Vorschlag zu machen, wie man die in Desorganisation geratenen kirchlichen Angelegenheiten wieder ordnen könne. Mit wackerer Hingebung erledigte Morstatt die an ihn gestellten Anforderungen. Der beifolgende Brief an seinen durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Frederico Magna gibt Kunde, wie er an seine ihm gestellte Aufgabe herangegangen war.

„Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Herr!

15. Okt. 1699.

Hierbey kommen die acta, die auf hochfürstl. Durchlaucht gnädigsten Befehl in der Marktgräflichen Hofburg geführten Kirchendisputation gehalten nach derjenigen treue und pflichten, damit ich mit dem lieben Gott in den Himmel und Euerer hochfürstl. Durchlaucht meinem gnädigsten Fürsten in Gnaden verbunden weiß. Mit Besetzung eines Kirchenregisters, der berührten Materia so darinnen enthalten und Seiner hochfürstl. Durchlaucht genauerer Untersuchung, oder nach gnädigster besonnerter Verordnung undt Einsticht zu unterbreiten ich für würdig befunden habe. Was unter mein geringes Gutachten undt einfältige Bedenken von Aenderung undt Besserung allerhand eingeschlichener Desorganisationen erstere undt unordnungen so sich in verschiedenen Kirchen des Landes bei gehaltenen Visitation geboten sein mögen daselbst, so die jüngst anbefohlene Visitation nebst dem Protokoll gehorsamst empfehlen.

Euer hochfürstl. Durchlaucht unterthänigster Diener  
Johann Morstatt  
spec. Super.“

Joh. Morstatt ist der Ahne der Amalie Haizinger geb. Morstatt, deren Ur- und Großvater.